

Derartige Ehen, die ohnehin des Wid-
flens, nämlich der eigenen Häuslichkeit,
entbehren müssen, verlangen nach etwas Schö-
nem, was ihnen das Gefühl der Erhabenheit
überhaupt wäre eine schöne Gesellschaft
in der Natur gegeben. Die Veranlassung gleich-
samter und gleichgestimmter Menschen,
denen man Gedanken- und Gemüthswechsel pflegen,
Natur und Kunst genießen könnte, mit de-
man geistige Ansprachen, gemeinsame Le-
betreiben würde, könnte in derartige Ehe-
löse Ehen — denn wir sprechen in der So-
sche von den jungen kinderlosen, beider-
berufstätigen jungen Ehepaaren der heuti-
Zeit — viel Schönes und Vergnügliches
Die Gesellschaft ist ja ohnehin ein wich-
Erhalter der Ehe, weil sie erstens jene
mende Gewohnheit, an der so viele Ehen
ben, nicht aufheben läßt, andererseits
beiden Ehepartnern die Vorfälle des all-
täglichen Lebens neu vor Augen führt. Es liegt in
menschlicher Natur, daß sich sowohl der Mann

Der Liebeszauber

Skizze von Alice Frelin von Gaudy

Vorbemerkung der Redaktion: Wir bieten hiermit die letzte Arbeit der bekannten, kürzlich verstorbenen Verfasserin.

Wer die unerhörte Geschichte nicht glauben will und kann, soll nach Leipzig ins Museum gehen. Dort, bei den Niederländern, findet er sie aufgeschrieben, nicht schwarz auf weiß, nein, mit Farben, die wie Edelsteine leuchten, wenn sie auch nicht die Glut des Meisters Jan van Eyck atmen. Unter der hölzernen Tafel steht verzeichnet: „Maler unbekannt.“ Der hat sich wohl gehütet, seinen Namen zu nennen und das konterfeierte Jungfräulein hätte sicher gern sein Bildnis in den Dien geleistet. Doch Kennerhand verhielt sich so sehr schüchtern, daß ich denn die Sache ist an sich schon heraus.

Also: Er, der stillen Meulengracht gegenüber dem Schottentinnenort zu Brügge, im hohen, dunkelgetäfelten, von klarem Winterlicht durchströmten Malgemaß sah Meister Jan van Eyck im langjähigen Brokatrock und pinselfeucht. Es waren die glanzhell-ruhmvollen Zeiten Philipps des Guten, des Herzogs von Burgund, so etwa zwischen 1450 und 60.

Neben dem Meister stand, jugendlich geworden, als es den reifen Jahren zuzukam, sein Schüler Petrus Christus. „Meister“, sagte er mit vernehmlichem Grinsen. „Ihr wollt es nicht wahr haben — und dennoch ist es so. Euer Tochterlein Margittche begibt eine tolle Reise. Neigung für mich, und ich auch mein Herz für sie entbrennt, bitte ich Euch heute zum dritten Male um ihre Hand und um Euer Erlaubnis, mich der Jungfer schicklich nähern zu dürfen.“ „Und ich frage Dich zum dritten Male: Bist Du verrückt?“ fuhr ihn auslachend der Meister an. „Meinst Du, ich hätte mein feines Margittche für Deine Farbentöpfe aufgehoben? Nach Neigung soll sie wählen, ganz gewiß — aber eines Edelmannes Frau werden. Sie rechnet alle die Hälfte nach dem zierlichen Ding. Du vergißt, daß es unferes Herzogs Patenkind ist.“

„Er hat ihr sechs silberne Tassen zum Tauftag beschert“, murmelte Petrus. „Ihr werdet Euer Kind unglücklich machen. Sie wissen alle um des Mädchens stille Wünsche. Fragt die Amme, das Bräutigam, fragt die Mutter.“ „Gut — gut“, braute der Meister auf. „Du wirst vorgelegt haben. Bringe mir einen Beweis, einen unüberleglichen, echten, daß sie dein

Herz begehrt, gerade Deines, des soviel älteren den die Natur nicht mit Reizen überhäufte. Aber unüberleglich muß dieser Beweis sein, nicht nur mich überzeugend, sondern auch die Öffentlichkeit. Morgen haben wir Silvester. Am achten Tage des neuen Jahres will ich Bescheid wissen.“

Petrus Christus senkte stumm den Kopf und ging hinaus. Jan blieb verflinst zurück. Sein Margittche! War, es auszuheilen? Das sechzehnjährige Kind, dessen ganzes Gesichtchen er abwechselnd Madonnen und Heiligen in seiner Umkleidekabine gegeben. Sein Schreier, trotziger, verschlossener, lieblicher, nicht ein Wort verraten, der trauertesten Freundin nicht, nicht der Mutter, höchstens vielleicht dem alten Heiligen, dem Bräutigam. Und wie sollte gerade dieser Petrus Christus der Erbkone sein! Ein Mann ohne Familie, ein Findelkind, ein Künstler, der freilich etwas konnte, das mußte der Meister zugeben, aber so unähnlich allen, die er für sein Margittche geträumt, die auf hoher Burg und saßen und Turnierrosse tummelten. Denn er war verwöhnt, der Meister Jan. Er galt als Freund Herzog Philipps des Guten von Burgund, er ward wie ein Ritter gehalten, um seiner Klugheit willen zu schwierigen Gesandtschaften nach Portugal, Spanien, England, Italien, an den Hof des Königs von Frankreich geschickt, die Fürstinbräutinnen von Artois hatte er aus fernem Landen als Bevollmächtigter seinem Herzog zugeführt. Und nun sollte er die Tochter so glanzlos vermählen? Niemals! Aber wenn sie ihn dennoch liebte, der Petrus? Liebe ist allmächtig und unberechenbar. Wie sollte der kluge Meister den allmächtigen Beweis für Margittches Neigung beschaffen?

Wacht Tage später. Vor dem stattlichen Malerhause an der Meulengracht stand sich ein Menschenauflauf. Aber er galt nicht dem mit buntem Gefolge von einem Austritt heimkehrenden, hoch zu Ross daher prangenden Jan van Eyck. An der schmerzlichen, messingbeschlagenen Haustür war ein Bild angeheftet, das bestaunte sie. „Ein Liebeszauber“. Ein Solostück, ging es hierher von Mund zu Mund. „Das Margittche will einen gewinnen“. „Leb den Namen auf dem Wachsberg! P. Ch., also Petrus Christus.“ Das Gelächter mehrte sich. „Wußt sich das Jungfräulein also ausstellen lassen!“ höhnte einer.

Jan krieg es rot zu Kopf. Mit scharfem Auge hatte er von seinem hohen Sitz das Ganze so-

fort erfasst. Das Zimmer seiner Tochter mit allen Einzelheiten. Ganz vorn auf weissem Teppich gerollt ihr stadtbekanntes Bologneser Hündchen, das er von einer Italienfahrt mitgebracht. Im Mittelpunkt die selbst, in ihrer süßen Unschuld, nackt wie die Eva im Paradies, nur von leichtem Schleier umweht. In jeder Hand hielt sie einen Feuerstein, den sie kräftig an seinen Nachbarn ansetzte, bestreut, ihre Funken auf ein Wachsberg zu lenken, das in einer kleinen Truhe ruhte, die sie rhythmisch umtanzte, jenes Herz des Petrus Christus, das in Liebe für sie schmelzen sollte. Durch die Stube sprangen, wie weiße Schlingeln, gerollte Pärchen, auf denen die beschwörenden Liebesprüchelein zu lesen waren, die sie mit halb geschlossenem Munde sang. Was aber das Empörende war: Hinten durch den roten gepolsterten Türpfosten schob sich ein heimlich lauchender Männerkopf, Petrus Christus, und freute sich des Unfalls.

Da sprang der mutgeschwollene Meister vom Hof, warf die Zügel einem Reiterrecht zu, bahnte sich mit bestigen Ellenbogen Raum durch die Gasse, rief das nur angeheftete Bild herunter und verschwand mit ihm im Hause. „Die Jungfer soll zu mir herein“, herrschte er den erschrockenen Diener an. Und das Margittche schlich ins Malgemaß, wo das Bild nun auf einer Staffellei prangte, wunderbar fein und zierlich gemalt, vielleicht das Beste, was der Meister je gemalt. Die sonst ruhigen und gutmütigen Züge des Herrn Jan schienen arg verzerrt. „Schloß!“ fauchte er. „So geist Du dich dem fremden Manne?“ „Nein“, trozte das glührote Mägdlein. „Ich mußte nicht, daß er mich belauschte. Das Bräutigam hatte der Tür den Kiesel von innen vorgegeben, aber der mochte nicht geigen. Und das Bräutigam sagte, ich müßte jähliches Geknurre abtun, sonst würde der Bräutigam zornig. Nur ein Schleierlein dürfe ich haben.“

Dann wurde seine Stimme plötzlich weich, und der gewohnte, freundliche Ausdruck kehrte in sein Antlitz zurück. „Liebst Du ihn denn wirklich, Margittche? Ueber alles?“ Da sah er, wie sich in den nicht großen, aber unendlich weiten Kinderaugen zwei dicke Tränen zusammen ballten. Das trostlose Mägdlein aber schweig. „So geh und sage dem Peter, sein Beweis sei recht — und er solle für morgen in Sankt Donatien das erste Angebot bestellen. Aber ein Dieb ist er!“

und seelischen Nachteil, um nicht zu sagen Schaden davon haben kann.

So gab es zahlreiche Beispiele, die sich stetig wiederholten. „Wie weit darf ich mein Kind zwingen?“ Es gibt viele Situationen, die, wenn auch seltener, so doch hier und da vorkommen: Da ist eine Kindergemeinschaft oder dergleichen. Witten im lustigsten Spiel heist es da plötzlich für die Kleinsten: Jetzt geht ins Bett! Ihr seid noch zu klein, um länger aufzubleiben! Man verfolge sich doch einmal in die Kindesseele mit ihrem übermächtigen Durchleben aller Freuden und allen Leiden! Was bedeutet solch ein brutaler Eingriff in die Sorglosigkeit der Jugend? Ohne Uebergang vielleicht noch! Ob die Stunde mehr Schlaf am Kinde das wieder gutmacht, was ihm an Schmerz, an körperlichem und seelischem Nachteil zugefügt ward? Niemals!

Ein anderes, was auch hierhin gehört: Du hältst gewiß streng darauf, daß dein Kind, dein ganzes junges, immer hübsch, „danke“ sagt! Selbstverständlich! Du hast es gewissermaßen darauf gebrillt, wie? Und wenn es das einmal vergißt, gleich kommt die Mahnung: „Wie sagst man denn?“

So nimmt Du dem Kinde die ganze Freude an dem Geschehen, umschattest sein Gemüt, das eben noch vielleicht weit fort von der Erde war in seinem Glück, mit deinem törichtem Zwang! Macht Du damit dein Kind freier?

Wir sollten tausendmal liberaler sein, gerade den Kleinsten gegenüber! Viel eher als später den Heranwachsenden gegenüber! Da ist es oft nicht mehr um Mangel. Und wo es wirklich nötig ist, daß du dein Kind zwingen mußt, mo nicht anderer Ausweg bleibt, da bemühe dich, diese Tatsache dem Kinde nicht zum Bewußtsein zu bringen; es ist doch soviel Gutes an ihm aus, was besser am Leben bleibt.

Eltern sollten immer eingedenk sein, daß Zwang etwas ist, wogegen jeder gesund empfindende sich auflehnt, daher auch das Kind! Darum fort mit allem Zwang überall da, wo es ohne Schaden für unsere Kinder geschehen kann!

Ilse Steffens.

Lebenskunst

Das Leben an grauen Regentagen und unter bleifarbenem Himmel ist schwerer zu ertragen, als unter lachender Sonne und unter duftigen farbigen Blüten. Warum die wohl sein mag? — Nun, gemiß doch deswegen, weil das trübselige, das verbitterte Herz unter Sonne und Blumen gesundet.

Trübe Tage werden aber noch unerträglicher, wenn man sie mit grämlichem Gesicht anliest, wenn man aus jedem Regentropfen die Einsicht herausliest, in jeder Wolke ein die Welt verschlingendes Ungeheuer wähnt und im Sturm glaubt, zerbrechen zu müssen; das alles macht natürlich nicht froh. Und doch gibt es einen großen Teil der Menschen, die diese Griesgrämigkeit brauchen, die ohne Verdrießlichkeit, so selbstlos es klingt, keine Freude am Leben haben. Laßt diese Leute zu den Unken gehen, denn wir wollen gerade den Schlechtemertzen von jener Seite lassen, die ihn erträglich macht. Scheint keine Sonne ins Zimmer, dann nimmt man ein gut Teil Frohsinn, ein Teil Geduld, mischt und schüttelt dies gut durcheinander und präsentiert dies fertige Kunstwerk eines gesunden Herzens seinen Mitmenschen. Man hat keine Umgebung froh gemacht, niemand denkt jetzt mehr so recht darüber nach, daß man ja eigentlich unmäßig sein müßte — weil schlechtes Wetter ist. . .

Ihr meint, nur Leute, die nicht der Schärpe der Tageslasten drückt, können solche Optimisten sein? — Es ist kein eigentlicher Optimismus, sondern Herzenswärme, die auch dann ihre Gültigkeit findet, wenn nicht immer Rosen auf den Weg gestreut sind. Nur lassen diese „Rebenskünster“ nicht täppisch von oben in den Rosenstock hinein, sondern drücken den Dorn von unten nach oben fest an den Stamm und nehmen ihm so die Schärpe der Stacheln. —

Ein Regen ist eben ein Regen, er geht nicht weiter als bis auf die Haut; deswegen soll die kleine Privatperson im Herzen ruhig weiter strahlen, die Regentropfen dürfen sie nicht auslöschen.

Mia Gröhn.

Vorahnung

Es gibt Frauen, die fest an Vorahnungen glauben. Auch Männer. Doch sie sprechen weniger von ihrem Aberglauben, und deshalb werden sie für bedeutend vorurteilsfreier gehalten als sie sind. —

Die Geschichte erzählt uns auch weit mehr von vorausahnenden Frauen. So ist es wohl geschichtlich verifiziert, daß Maria Antoinette, als sie im Park von Trianon einem ihr gänzlich unbekannten Manne begegnete, von einem unerklärlichen Entsetzen erfaßt wurde, das ihr den Schlaf raubte und sie tagelang krank machte. Auf ihr Befragen hörte sie, daß dieser Mann ein Bierbrauer Sauter sei. Sie hatte diesen Namen noch nie gehört, doch war er derjenige, der später bei ihrer Hinrichtung die Nationalgarde befehligte.

Ueberliefert ist ferner ein Fall eigenartiger Vorahnung, der im Hause des Fürsten Radziwill spielte. Der Fürst hatte eine Nichte, Gräfin Agnes Haukowska, die mit den fürstlichen Kindern zusammen erzogen wurde. In dem Schloß Kiewiensko, das in Galizien liegt, waren die Kinder oft zu längerem Aufenthalt, und in diesem Schloß hing ein Bild, vor dem die Gräfin Agnes schon als Kind eine ungeheure Furcht empfand. Sie ging nie durch die Tür in den Saal, über dem das Bild einer Spille hing. Und da ihre Furcht sich zu Krämpfen steigerte, mußte man ihr gestatten, durch eine andere Tür zu gehen, so oft sie den Saal betrat.

Nach Jahren verlobte sich Agnes mit dem Fürsten Wisniewski, und er hat sie, ihre Furcht zu überwinden und mutig durch die bewusste Tür hindurchzugehen, als sie eines Tages zusammen in dem Saal mit Gästen beisammen waren. Sie weigerte sich. Doch der Fürst wollte sie kurieren, er verließ mit den Verwandten den Saal und schlug lachend die Tür zu.

Nur durch die Tür mit dem Bild der Spille kommt Du heraus! rief man ihr zu. Da rüttelte sie, von Angst gepiegt, an jener Tür. Im gleichen Augenblick stürzte das Bild herab und der schwere Metallrahmen des Bildes zertrümmerte der Braut den Schädel. Man fand das schöne Mädchen als Leiche.

Auch von der letzten Zarin von Rußland wird uns erzählt, daß sie ihr graufames Schicksal vorausgesehen habe und sich deshalb nie von den Thron trennte, weil sie mit ihnen zusammen sterben wollte.

Die Augen

Menschen, die viel mit den Augen sprechen, nennt man häufig kokett. Kokett heißt gefällig.

Menschen, die mit den Augen zu sprechen verstehen, brauchen aber keineswegs gefällig zu sein — sie gefallen jedenfalls jedem bedeutend besser als die Leute, die mit halbgelassenen Lippen Rede und Antwort geben, oder deren Blicke abdrillen. Offene klare Augen erwerben Vertrauen, ein zuverlässiger fester Blick spricht von einem zuverlässigen Charakter, lachende Augen erzählen von einem frohen Herzen, der schelmische Blick überzeugt uns, daß Sumor und Neckerei ihre Angeln nach uns auswerfen, und ein Blick, dessen Innigkeit dich schwer und süß überdauert, bringt dir den Gruß einer verwandten Seele.

Wir sollten einander stets fest und wach in die Augen blicken. Wir sollten nicht aneinander vorbeigehen, nicht übereinander hinwegsehen; wir sollten uns mit den Blicken festhalten und Grüße tauschen. Viele von uns wissen es gar nicht, was für eine große geheime Gewalt den menschlichen Augen geben ist. Sie vergessen es ganz, daß ein guter Blick Mut und Trost, Selbsterheit und Freude geben kann; sie vergessen auch, daß ein Blick werden kann um Bitterkeit und Nachdacht, daß er jeder Bitte Nachdruck, jedem Dank Innigkeit, jedem Gruß Wärme gibt. Warum lieben sich Verliebte mit den Augen?

Wir sollten nie schüchtern sein und unsere Blicke senken, wir sollten unsere Augen zum Ausblicken kräftigen. Auch die Bescheidenheit darf frei um sich schauen, und die Ergebnisse soll nicht die Wimpern niederziehen. „Er kann keinen Menschen gerade ansehen“, das wird fast immer als böser Vorwurf ausgesprochen, und doch hat nicht jeder ein böses Gemüß, der seine Augen niederzuschlägt. Oft ist es Schüchternheit, Befangenheit, oft Gedankenlosigkeit und oft Bequemlichkeit, vereinzelt ist es auch Schwäche der Augen; in jedem Fall — auch im letzten — kann Selbstmut uns zu einem ruhigen verweilenden Blick erziehen.

Du mußt dem Leben klar und fest, den Menschen gegenüber zutraulich entgegengehen. Sieh nur, wieviel heitere blanke Augen auf deinen Gruß warten.

Von der richtigen Schlafenszeit

In der verständnisvollen Erkenntnis, daß der Schlaf eine wichtige Auffrischungszeit des menschlichen Körpers ist, hat bereits vor längerer Zeit der Psychiater Kraepelin grundlegende Versuche angestellt, welches die beste Zeit der menschlichen Ruhe sei. Wir wissen alle, wie sehr unser Schaffen und Wohlbefinden von einem geregelten Nachtschlaf abhängt, wie der ganze Organismus leidet, wenn der Mensch gezwungen ist, die gewohnte Schlafenszeit abzukürzen, oder wenn er eine zu reichliche Wahlzeit zu sich genommen und nicht genügend Zeit zwischen Essen und Schlafengehen gelegt hat. Ebenso ist es nötig, zwischen Arbeitsruhe und Nachtruhe eine Pause einzutreten zu lassen, damit die blutüberfüllten Adern des Kopfes sich allmählich abheben. Es ist auch bekannt, daß die möglichst bequeme Lage, eine gleichmäßige Temperatur, vollkommene Stille und Dunkelheit das Einschlafen begünstigen. Weniger bekannt aber ist, daß die Tiefe des Schlafes auf die Ruhezeit durchaus nicht gleich verteilt ist. Die Wissenschaft lehrt uns, daß er ein bis zwei Stunden nach dem Einschlafen seine größte Tiefe hat, während etwa nach drei Stunden die Atmungen leiser und das Schlafstadium weniger fest wird. Gegen die siebente und achte Stunde aber wird der Schlaf wieder fester, um dann, je nach dem Kräftezustand des Schlafers, über kurz oder lang in einem allmählichen Erwachen zu enden. Bei Kindern ist die Schlafenszeit weit auseinandergezogen, d. h., sie brauchen mehr Schlaf, ebenso bei kränklichen und nervösen Personen. Bei älteren Leuten ist die Zeit zusammengeklumpt, und man sagt, „sie brauchen weniger Schlaf“. Jetzt hat kürzlich Dr. L. Mann eine kleine Arbeit erscheinen lassen, in der er weitere interessante Anhaltspunkte sich verschafft hat, um über die Sygnale der Schlafenszeit gut orientiert zu sein. Der Zeitpunkt des Einschlafens läßt sich bei den meisten berufstätigen Menschen nach dem Umfang der Arbeitszeit berechnen resp. nach dem Zeitpunkt des Aufwachens. Wer z. B. um sieben Uhr aufstehen muß, der wird, um seine für den Organismus notwendigen acht Stunden zu erhalten, etwa um elf Uhr schlafen gehen müssen. Schlief man erst um zwölf Uhr ein, so fällt die größte Schlafstunde in die Zeit von zwei bis drei Uhr, während das zweite Maximum zwischen sechs und sieben Uhr morgens ansetzt.

steht, d. h., daß er gerade dann aufstehen muß, wenn die zweite Tiefe des Schlafzustandes einsetzt. Man verliert den wichtigen zweiten Teil der Schlafperiode, und der in den Tag übernommene Ermüdungsreiz hemmt die Arbeitskraft. Der Mittagschlaf kann ohne weiteres den Ermüdungsreiz nicht beseitigen. So weit über die Einhaltung der regelmäßigen Schlafenszeit. Ueber die besten Mittel, schnell und gut einzuschlafen, ein andermal.

Vom Plätten

Ob die Hausfrau mit Gas, mit Holz, mit Spiritus oder Holzkohle oder elektrisch plättet, das schreiben die Wohnverhältnisse vor. Wer es kann, sollte elektrisch plätten, da es am besten und am bequemsten ist. Zuerst kommt die Rollwäsche heran. Während das Eisen heiß wird, macht man die Wäsche schrankfertig, die nicht gebügelt zu werden braucht: einfache Bettwäsche, Tischwäsche, Handtücher. Bei den Tauchentwürfen werden Namen, Sticker, Randspitzen von links gebügelt. Garnierte und gestickte Bettwäsche wird gut ausgeplättet. Bei der sehr schlichten Damenväsche ist meist auch nicht mehr nötig, als Namen, Sticker und Spitzen durchzuführen. Nachdem man mit Nadeln und Umgehungen machen schon mehr Arbeit. Hier werden erst die Ärmel gebügelt, dann der Kragen, zuletzt der Rumpf. Ist die Rollwäsche fertig, so kommt die übrige Wäsche heran. Das Schürche ist vorher gut eingepreßt. Bei Kleidern, Blusen und Nachthemden plättet man zuerst die Ärmel auf dem Nadelbrett, dann Kragen, zuletzt den Rumpf. Weiche und halbfeste Herrenkragen plättet man ebenfalls im Hause, auch Oberhemden mit weicher Hemddruse. Zuerst werden auf dem Nadelbrett Ärmel und Manschetten geplättet, dann das Halsbündchen, dann die Paffe über dem Nadelbrett, der Rücken und Vorder- rumpf auf dem großen Plättbrett, zuletzt die Hemddruse auf dem Nadelbrett. Steile Kragen und Oberhemden, deren Brüste steil gezogen werden, überlege man einer geschickten Plätterin, wenn man in dieser Arbeit nicht ganz geübt ist. Denn nichts sieht bei einem Herrn schlechter aus, als nicht tadelloso gebügelte Wäsche, und es geht die Sage, daß darüber selbst die besten Ehemänner Tobfuchtsanfälle bekommen können.

Seidenwäsche wird nach gebügelt, künftige Wäsche kann man trocknen und dann links plätten. C. B.

Berufstätige Frauen als Richter

Der Wandel der Anschauungen über die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zeigt sich nicht nur darin, daß immer mehr Länder dazu übergegangen sind, den Frauen das Wahlrecht für die Parliamente zuzugestehen, sondern daß ihnen auch das Richteramt zugänglich gemacht wird. Vor allen Dingen beweist dies die Zunahme richterlicher Anteilnahme von Frauen in den Sondergerichten, die mit dem beruflichen Leben irgendwie im Zusammenhang stehen. Ältere Leute werden sich noch an den heftigen Kampf erinnern können, der zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts um das Wahlrecht der Frauen zu den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten vergeblich geführt wurde oder um das Wahlrecht zu den Rechtspflegeorganen des Sozialversicherungswesens. Heute sind alle die Schranken gefallen, ja sogar als beamtete Richter bei den ordentlichen Gerichten finden wir Frauen.

Im Reichsarbeitsblatt ist vor einiger Zeit eine Zusammenstellung erschienen, aus der sich ergibt, daß bei den preussischen Arbeitsrichter und Landesarbeitsgerichten 42 Frauen auf Arbeitsgerichtsstellen, 145 auf Arbeitnehmerstellen vertreten sind, ferner eine Frau beim Reichsarbeitsgericht. Für ganz Deutschland sind die Zahlen nicht veröffentlicht, aber wie viel größer die Zahl sein muß, geht schon aus der Tatsache hervor, daß allein 190 Arbeitsrichter, Landesarbeitsrichter und Reichsarbeitsrichter auf den Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten nach dessen Bekanntgabe entfallen.

In den Spruchauschüssen der Versicherungsämter, die ja eine richterliche Tätigkeit ausüben, sitzen 219 weibliche Personen einschließlich der Ersatzmänner, von denen 179 der VBA angehören. In den Spruchauschüssen der Oberverwaltungsämter sind 61 Frauen beteiligt, darunter 54 Mitglieder des VBA, beim Reichsversicherungsamt 3, die ausschließlich dem Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten angehören.

als auch die Frau darüber freuen, wenn der andere durch geistige Gewandtheit, Auftreten, Humor oder sonst etwas in der Gesellschaft guten Eindruck macht.

Eine Gewöhnung an den monotonen und abwechselungslosen Alltag kann nicht Maß greifen, wo es durch andere Menschen immer neue Anregungen gibt, und das psychologisch so wichtige Moment der Gesellschaft, das schon die alten griechischen Philosophen erkannten, indem sie den Satz: „Der Mensch ist ein geselliges Lebewesen“ prägten, sollte niemals außer acht gelassen werden.

Die Gesellschaft ist wichtig. Sie kann eben günstig und ungünstig beeinflussen, sie kann aufbauen, sie kann bereichern, sie kann Lebenserfahrungen günstig beeinflussen, und man sagt mit volstem Recht, daß es einleuchtende Naturen mit ihrem Vorwärtstommen viel schwerer haben als gefellige und lebensgewandte Menschen.

Auf diese, ja auf jede noch so bescheidene Gesellschaft müssen heute infolge der Wohnungsnot unzählige junge Paare verzichtet. So greifen sie nach den für sie erreichbaren Mitteln der Zeitverteilung, sie gehen ins Kino, nach den Tanzplätzen — in Lokale.

Man tut oft sehr Unrecht, der heutigen Generation immer wieder Oberflächlichkeit vorwerfen, ihr zu verstehen zu geben, sie habe für etwas Besseres keinen Sinn. Hierbei nämlich verwechselt man die Ursache mit der Wirkung, richtiger mit der Auswirkung und den sich ergebenden letzten Konsequenzen, die sich aus der ganzen wirtschaftlichen und sozialen Lage herleiten. Der kein richtiges Heim hat, den hält begreiflicherweise auch nichts in seinen Wänden; wer keine richtige Gesellschaft pflegen kann, der sieht sich nach einem Ersatz dafür um. Viele ziehen möbliert wohnen den Menschen geben des Abends in ein kleines billiges Lokal, um dabei ein wenig und Heizung zu sparen und um das ungemütliche Sitzen in einem lieblos ausgestatteten, möblierten Zimmer mit dem Aufenthalt in einem ihnen gemäßer, „gemütlich“ scheinenden Räume, wo es überdies Menschen gibt, zu verdrängen. Die

Geselligkeit ist ein eheerhaltendes Moment. Strebt danach, die Wohnungsnot zu beheben, dann wird vielem Uebel abgeholfen.

L. Wagener.

Erlaubter und unerlaubter Zwang gegen Kinder

Bis zu einer bestimmten Altersgrenze steht Eltern und Erziehern das Recht zu, Kindern gegenüber ein „Du mußt“ oder „Du darfst nicht“ anzuwenden. Und wenn sich in unserer Zeit diese Grenze reichlich verschoben läßt, wenn auch die einen allzufrüh ihren Kindern einen eigenen Willen, eine eigene Verantwortung zubilligen und darin alles Heil für sie erkennen, während die andern in mehr konföderativer Einstellung am Alten festhalten — irgendwann heißt es für jedes Elternpaar doch einmal: Jetzt hast du kein Recht mehr über dein Kind, du darfst nicht raten, ermahnen, warnen, aber nicht mehr zwingen, verbieten. . .

Greifen wir nur eines der alltäglichsten Dinge aus diesem Gebiete heraus: Da kann eine Mutter ihr Kind nicht daran gewöhnen, mittags zu schlafen, wie es der Arzt doch vordem hat. Alles Zureden, alles Drohen, ja alle List verfährt nicht; das Kind versucht, um diesen ihm auferlegten Zwang irgendwie herumzukommen. Die Mutter besteht darauf: „Du mußt, denn es tut dir gut, der Arzt muß es wissen!“

Daß hier übergroße Fürsorge das Gegenteil von dem erreicht, was sie anstrebt, entgeht der Mutter in ihrem sonstigen Festhalten an ihrem Standpunkt völlig. Der Begriff „du mußt“ steht in diesem Falle als Schreckgespenst täglich dem Kinde vor der Seele; vielleicht würde es schließlich dahin kommen, daß das Kind doch einmal sich zum Mittagschlaf bequem, aus Langeweile etwa, aber jenes Bewußtsein: Du mußt das, was dir im Grunde zuwider ist, jenes Bewußtsein löst solchen Widerwillen im Kinde aus, daß es körperlichen